

Warum systemische Weiterbildung 'Selbsterfahrung' nicht meiden sollte¹

von *Stephan Baerwolff*

Während des Abschlussblocks einer Weiterbildungsgruppe am ISS möchte eine Teilnehmerin eine andere ansprechen, bemerkt dann aber: "Ach, ich weiß Deinen Namen gar nicht mehr." In einer Diskussion über "Selbsterfahrung" greift kurz darauf eine weitere Teilnehmerin dieses Ereignis auf, um damit ihre Auffassung zu illustrieren, in der Weiterbildung habe eine relativ unpersönliche Atmosphäre geherrscht.

Kurt Ludewig hat in seinem Artikel "*Selbst, Erfahrung, Systemische Therapie*" die gängige Form der Selbsterfahrung (SE) in Therapie-Ausbildungen, wie ich finde zu Recht, kritisiert. Dennoch möchte ich bezweifeln, ob dies notwendigerweise bedeutet, dass es zwischen der jetzt am ISS praktizierten Form der Weiterbildung und der heimlichen Erziehung in anderen Therapie-Ausbildungen keinen Raum gibt, in dem die Reflexion persönlicher Erfahrungen möglich wäre (ohne gleich die Anpassung an eine normierte Therapeutenpersönlichkeit zu betreiben).

Weiterbildungen in Therapieformen wie Psychoanalyse oder Gestalttherapie gehen davon aus, dass eine TherapeutIn zunächst sich als 'Person' mit ihrer persönlichen Geschichte kennen muss, um Therapie praktizieren zu können. Dies hängt damit zusammen, dass die Gefühle und Wahrnehmungen der TherapeutInnen eine zentrale Rolle in diesen Therapieformen spielen, die Persönlichkeit der TherapeutIn also das therapeutische Instrument ist, dass es zu 'schulen' gilt. Dementsprechend werden Settings geschaffen, in denen sich die zukünftige TherapeutIn als KlientIn, nicht als TherapeutIn erfährt. Die damit verbundenen Gefahren hat Kurt beschrieben.

In unserer WB kann sich die WB-KandidatIn vor allem als TherapeutIn selbst erfahren. Dies erscheint mir dem Ziel unseren Tuns (eben WB zu betreiben) absolut angemessen, doch glaube ich, dass wir vielleicht aus Furcht vor den negativen Folgen der übrigen Therapieausbildungen das Kind mit dem Bade ausschütten: Um die sonst übliche Defizit-Sichtweise zu vermeiden, gehen wir davon aus, dass alle WB-TeilnehmerInnen grundsätzlich in der Lage sind, Therapien durchzuführen, so dass wir ihnen das 'Handwerkszeug' (Verhaltensweisen, Arten der Reflexion usw.) dazu vermitteln müssen. Bei dieser mir im Prinzip sehr sympathischen Sichtweise gerät aber meines Erachtens leicht aus dem Blick, dass die WB-TeilnehmerInnen u.a. auch aufgrund ihrer persönlichen Geschichte

¹ Die Überschrift ist inspiriert vom Titel des Artikels „Warum systemische Therapeuten Systeme wie die Psychiatrie nicht vermeiden sollten“ von Kurt Ludewig und Thomas von Villiez (ZsysTh, Heft 5, 1984)

Einstellungs- und Verhaltensmuster (*Boscolo* und *Cecchin* würden vielleicht von Prämissen sprechen) ausgebildet haben, die ihnen das Überleben in Situationen des Alltags, aber auch als TherapeutInnen z.T. erleichtern, aber manchmal auch erschweren. Offensichtlich trauen wir uns aber als Konstruktivisten aus Angst vor Verdinglichung, Normierung und Defizit-Sichtweise nicht, diese Beobachtung mit den WB-TeilnehmerInnen zu teilen (zumindest nicht öffentlich). Ebenso lassen wir die persönliche Geschichte der Teilnehmer außen vor, wohl auch weil sie in anderen Ausbildungsgängen üblicherweise zur Aufdeckung von 'Persönlichkeitsdefiziten' missbraucht wird und den AusbildungskandidatInnen Konstruktionen über den Zusammenhang von früheren Erfahrungen und jetzigem Verhalten als 'wahre Erklärung' übergestülpt werden.

Ich glaube dagegen, dass die stärkere Einbeziehung persönlicher Eigenarten der Therapeutenpersönlichkeit (mit Stärken und Schwierigkeiten in der therapeutischen Arbeit) sowie der persönlichen Geschichte durchaus einen Gewinn für eine systemische WB bedeuten könnte.

In der anfangs erwähnten WB-Gruppe äußerten TeilnehmerInnen ein Unbehagen darüber, dass die Rückmeldungen der Ausbilder immer nur positiv gewesen seien. Sie hätten bei sich und anderen beobachtet, dass ihnen bestimmte therapeutische Situationen immer wieder Schwierigkeiten bereitet hätten, bzw. sie sich durch bestimmte Verhaltensmuster immer wieder in schwierige Situationen manövriert hätten, ohne dass dies zum Thema gemacht wurde. Vielleicht wäre dies eine Gelegenheit, solche Schwierigkeiten nicht nur als Mangel an therapeutischem 'Handwerkszeug' zu betrachten, sondern auf Einstellungen und Verhalten der TeilnehmerInnen näher einzugehen. Dabei könnte eine *horizontale* Ausweitung des Kontextes eine Beziehung der Schwierigkeiten in der therapeutischen Situation zu Einstellungen, Werten, Verhaltensweisen in anderen Kontexten herstellen. Eine *vertikale* Ausweitung würde eine Beziehung herstellen helfen zwischen dem augenblicklichen Verhalten als TherapeutIn und der persönlichen Geschichte. An einem Beispiel: Ein WB-Teilnehmer, der seine Sache stets besonders gut machen möchte (dies sagt ein Beobachter, wer sonst) und sich sehr anstrengt, erfolgreich zu sein, gerät in Therapien immer wieder in die Lage, zu viel Verantwortung für Lösungen zu übernehmen und diese für die KlientInnen erarbeiten zu wollen. Die Bereitstellung von noch raffinierteren Techniken wäre hier wohl kaum hilfreich, da sie ein 'mehr desselben' bedeuten würde. Stattdessen könnte man dem Teilnehmer diese Beobachtung als Angebot zur Verfügung stellen, sich und ihn nach dem Sinn dieses Musters in anderen Lebensbereichen zu fragen oder nach der Funktionalität dieses Verhaltens zu früheren Zeiten. Danach könnte man nach Ausnahmen zu diesem Muster suchen, über die Erfahrungen damit bzw. darüber reflektieren, was eine Ausweitung dieser Ausnahmen in der Zukunft für Folgen hätte. Diese Reflexionen könnten zum Beispiel in Form eines Reflecting Teams statt finden. Gerade dieses Setting könnte unterstreichen, dass es dabei nicht um die Anpassung der Therapeutenpersönlichkeit an bestimmte Normen geht, sondern um die Bereitstellung neuer Optionen, indem dem

WB-Teilnehmer verschiedenen Beobachtungen und Gedanken **angeboten**, nicht aufgezwungen werden.

Der Verzicht auf so ein Angebot erscheint mir allzu ängstlich, denn wer anderes als systemisch denkende Menschen könnten konstruktiv und verantwortlich Wahrnehmungen über Verhalten austauschen, ohne diese in das Gefängnis von ‚richtig/falsch‘ zu sperren? Oder sind wir uns unserer konstruktivistischen Grundhaltung doch nicht so sicher, so dass wir befürchten, doch wieder normativ und Defizit-orientiert zu werden, wenn wir das Verhalten der WB-TeilnehmerInnen näher betrachten?

Das Einbeziehen der persönlichen Geschichte der TeilnehmerInnen hat nicht wie in anderen Ausbildungen die Annahme zur Grundlage, dass sich heutiges Verhalten linear-kausal aus früheren Erfahrungen herleiten lässt, sondern dient meines Erachtens zwei Zwecken:

1. gibt die Dimension der Geschichte den meisten Menschen die Möglichkeit, dem eigenen Verhalten Sinn zuzuschreiben. Damit können Ähnlichkeiten erlebt werden. Eine **ressourcenorientierte** Familien-Rekonstruktion zum Beispiel könnte eine Beziehung zwischen der familiären Sozialisation und den speziellen Stärken (aber auch den 'Gefahrenpunkten') des Therapeuten konstruieren. Dies nicht mit dem Anspruch auf 'Wahrheit', sondern um die Identität des Therapeuten zu stärken, indem er seinen spezifischen Fähigkeiten noch mehr 'Bedeutung' zuschreiben kann. Eine Umschreibung der persönlichen Geschichte im Sinne von *Gianfranco Ceccin* und *Michael White* könnte eine nützliche Erfahrung für die WB-TeilnehmerInnen bedeuten, zumal wenn es als Angebot formuliert wird, das von ihnen auch ausgeschlagen werden kann.

2. könnte der Bezug auf Geschichte und persönliche Wahrnehmung des WB-Teilnehmerverhaltens das Klima in den WB-Kursen persönlicher gestalten, somit die Arbeitsatmosphäre verbessern und das Lernen zu einer ganzheitlicheren Erfahrung werden lassen. Dabei ginge es mir nicht um 'Gruppendynamik' im herkömmlichen Sinne oder gar die Erzeugung von "Bedingungen hoher emotionaler und sozialer Belastung" (Kurt Ludewig): Das Einbeziehen von 'persönlicheren' Anteilen sollte auf das Ziel der WB bezogen bleiben und nicht zum Selbstzweck werden. Zum Beispiel könnte ich mir eine fortlaufende Reflexion der Erfahrungen der Teilnehmer mit der Weiterbildung durch Feed-Back-Runden oder Kleingruppen vorstellen, in denen auch über Krisen der Identität als TherapeutIn o.ä. (ausgelöst durch die Teilnahme am Kurs) gesprochen werden darf. Dieses könnte den Zusammenhalt der Gruppe verbessern und die Identifikation mit der Weiterbildung verstärken. Auch viele Übungen ließen sich sicher mit persönlicheren Inhalten füllen, zum Beispiel das Wechseln von Perspektiven durch das Reframen eigener, als 'negativ' bewerteter Eigenschaften.

Kurt schreibt: "Kein Pionier einer Therapieform dürfte wohl je aus einer gelungenen, programmatisch vereinheitlichten SE hervorgegangen sein!" Sicher ist aber, dass sie fast

immer eine Form der SE hinter sich haben. Welchen Einfluss dies auf ihre Arbeit hatte, ist unmöglich zu bestimmen. Dass diese SE überflüssig gewesen sei, ist ebenso wenig zu beweisen. Meines Erachtens bringt die etwas 'stiefmütterliche' Behandlung von persönlichen Anteilen im Rahmen einer systemischen WB durch AusbilderInnen (die oft selbst SE 'genossen' haben) viele WB-TeilnehmerInnen, die darauf nicht verzichten wollen, in die Zwickmühle, sich diese außerhalb (im Rahme einer anderen, mit systemischem Denken schwer zu vereinbarenden Therapieform) suchen zu müssen. Diese Aufspaltung empfinde ich als wenig hilfreich, denn hier werden sie als KlientenInnen mit all den Sichtweisen und Konzepten konfrontiert, die sie in ihrer therapeutischen Arbeit gerade zu überwinden lernen.

Um möglichen Missverständnissen vorzubeugen: Meine Anregungen bedeuten **nicht**, dass nicht Selbsterfahrung im oben skizzierten Sinne schon vielfach in den WB-Kursen statt findet. Dies ist sogar möglicherweise viel stärker der Fall, als es aus meiner beschränkten Perspektive als WB-R1-Tutor erscheint. Ich sehe daher auch keinen grundsätzlichen Gegensatz ('*entweder-oder*') zwischen Kurts Artikel und meinen Ideen, sondern glaube, dass es eher um eine 'Geschmackssache' im Sinne von '*mehr oder weniger*' geht, wobei ich dafür plädieren würde, diese Anteile systematischer und nicht nur zufällig einzubeziehen. Deshalb möchte ich anregen, gemeinsam darüber zu reflektieren und Ideen zu entwickeln, wie das bewährte und erfolgreiche WB-Programm um einige Elemente (im oben dargestellten Sinne) erweitert werden könnte, um dann damit zu experimentieren und Erfahrungen zu sammeln.

Zum Schluss möchte ich (dem Thema angemessen) *mich selbst* als Beispiel einer gelungenen (?!) systemischen SE anführen: Im Herbst 1984 begann Kurt eine Team-Supervision in unserer Erziehungsberatungsstelle. Ich konnte am 'eigenen Leib' (und damit 'hautnah' und intensiv, weil persönlich betroffen) die Auswirkungen systemischen Denkens und Vorgehens erleben. Die Erfahrung, zum Beispiel zirkulär befragt zu werden, werde ich vermutlich nie vergessen. Diese SE hat meine therapeutische Praxis nachhaltig beeinflusst und nicht zuletzt entscheidend dazu beigetragen, dass ich mich um die Mitgliedschaft im ISS bewarb. Wie sollte ich da anders als positiv über systemische SE denken?